Gesetzes mühelos ein Schnippchen schlagen. Das Vorgehen des größten Staates hat entsprechende Anträge auch in anderen nordischen Staaten zur Folge gehabt, die aber bei der Abstimmung in den einzelstaatlichen Parlamenten unterlagen. Nach wie vor sind Westen und Süden des Landes trockener als Osten und Norden, die Städte feuchter als die ländlichen Bezirke, wobei freilich die Einschränkung zu machen ist, daß die Farmer durchweg „Selbstversorger" mit alkoholischem Trauben- oder Apfelwein geworden sind, wogegen selbst die Behörden nichts eingewandt wird. Besonders schlimme Zustände, bei denen Korruption aller Art am Werke ist, haben sich in den Großstädten entwickelt, so in New-York, dessen feuchte Verfumpfung unanhaltsam scheint, Detroit, das sich zu einer Whiskyschmuggelzentrale entwickelt hat, und Chicago, wo ein grotesker Bierkrieg tobt, hinter dem große Geldgeber als Drahtzieher stehen. So wie die Dinge jetzt liegen, kann es nicht lange weitergehen. „It is a dirty mess", es ist eine ganz böse Wirtschaft, hat ein Gouverneur zugegeben.

Eine südslawische Reparationsnote.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Belgrad, 25. Januar.

Nach einer Meldung der „Prawda" übergab gestern abend der Vertreter des Außenministers dem deutsche Gesandten v. Keller eine Note der südslawischen Regierung über die Reparationsfrage. Die Note schlägt vor, die deutschen Sachlieferungen fortzusetzen, weil auf diese Weise die Beziehungen zwischen Deutschland und Südslawien am zweckmäßigsten verbessert werden könnten. Als Gegenleistung stellt diese Note eine Ernährungshilfe für Deutschland in Aussicht. Die hiesigen politischen und wirtschaftlichen Kreise hoffen, daß die deutsche Regierung den in der Note enthaltenen Vorschlägen zustimmen wird.

Paschitsch und Rintschitsch in Rom.

(Telegramme unserer Korrespondenten.)

Rom, 25. Januar.

Der südslawische Ministerpräsident Paschitsch und der Außenminister Rintschitsch sind in Rom eingetroffen und wurden von Mussolini am Bahnhof begrüßt. Paschitsch tat die bezeichnende Aeußerung, Mussolini werde seine junge Energie und auch die Erfahrung des Alters in den Dienst der gemeinsamen Sache stellen.

Belgrad, 25. Januar.

Die Unterzeichnung des Abkommens zwischen Südslawien und Italien über Fiume und des allgemeinen politischen Vertrages findet in Rom am Sonnabend vormittag statt. In der Frage der südslawischen Minderheiten in der Stadt Fiume, deren Zahl etwa 20 000 ist, wird Gegenseitigkeit vereinbart. Diese Minderheiten werden genau dieselben Rechte haben wie die Dalmatiner italienischer Nationalität. Da der Vertrag von Rapallo abgeändert wird, **scheidet Fiume aus der Reihe der unabhängigen Staaten aus.** Die Rückkehr der beiden Minister soll am 30. Januar erfolgen. Unmittelbar nach der Rückkehr wird das Abkommen der Skupschtina vorgelegt.

Die deutschen Minderheiten in Lettland.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Riga, 24. Januar. (O. E.)

Die öffentlich-rechtliche Kommission des lettländischen Parlaments behandelt gegenwärtig, wie der Ost-Expreß meldet, das von der deutschen Fraktion eingebrachte Gesetzprojekt über die nationalkulturelle Selbstverwaltung der deutschen Volksgemeinschaft. Nach diesem Entwurf bilden alle lettländischen Staatsbürger deutscher Nationalität zur Befriedigung ihrer kulturellen Bedürfnisse eine autonome deutsche Volksgemeinschaft öffentlich-rechtlichen Charakters mit dem Recht zur obligatorischen Besteuerung ihrer Volksgenossen zur Erfüllung ihrer kulturellen Aufgaben (Schulwesen, soziale Fürsorge usw.). Die deutschen Schulen, zu deren Unterhaltung und Unterstützung teilweise auch der Staat und die Kommunen heranzuziehen sind, unterstehen einer besonderen Abteilung im Bildungsministerium mit genau festgelegten Kompetenzen. Der Gebrauch der deutschen Sprache soll mit gewissen Ausnahmen auch vor Behörden, Gericht und im Post- und Telegraphenverkehr zugelassen werden.

Ein Jahr Ruhrbesetzung.

Das Urteil eines französischen Skeptikers.

(Telegramme unseres Korrespondenten.)

Paris, 25. Januar.

In der „Illustration" gibt Ludovic Naudeau einen Ueberblick über das erste Jahr der Ruhrpolitik. Naudeau hat am 11. Januar 1923 den Einzug der französischen Truppen mitangesehen und damals vorausgesagt, daß diese Operation nicht in wenigen Wochen zu Ende sein würde, wie die Regierung es angekündigt hat. Er wurde damals von den Vorkämpfern der Ruhrpolitik ein Pessimist genannt, der sich aber heute darauf beruft, daß er die deutsche Widerstandskraft richtiger eingeschätzt habe, als die meisten nationalistischen Politiker. In einem langen Aufsatz untersucht er die Tatsachen mit dem Bemühen, möglichst sachlich zu sein, aber doch mit völlig tendenziöser Einstellung seiner Beobachtungen. Aber die Schlußfolgerungen sind interessant. Naudeau erzählt mit Ueberraschung, daß er „wirkliche Optimisten, feste und überzeugte Optimisten" im Ruhrgebiet gesprochen habe. Als Gegenstück wird dann ein französischer Pessimist vorgeführt, der den Franzosen erklärt, daß von Frankreich im Ruhrgebiet gar nichts erreicht sei bis nicht eine klare Entscheidung zwischen Frankreich und Deutschland herbeigeführt sei, also bis ein neuer Krieg bewiesen hat, wer der stärkere ist. „Je schneller diese Krise eintritt, desto besser ist es", gesteht dieser französische Pessimist. Es ist notwendig, daß beide Völker sich noch einmal miteinander messen. Naudeau widerspricht diesen Worten. Er weiß als der am meisten erfahrene Kriegsberichterstatter Frankreichs — vom russisch-japanischen Feldzuge an ist er auf jedem Kriegsschauplatz gewesen — was ein neuer Krieg bedeuten würde und er weiß auch, daß bei dem alten Wettkampf der beiden „gleich stolzen und gleich zähen Völker Frankreich und Deutschland" auf jeden Sieg eine Revanche folgen kann. Diese Entwicklung muß nach seiner Meinung der Welt erspart bleiben. Deshalb neigt er einer internationalen Lösung zu, obwohl er sich nicht deutlich für sie aussprechen will. Ehrlicher als andere seiner Landsleute gesteht er ein, daß er zu einem abschließenden Urteil nicht gelangen konnte. Die Situation im besetzten Gebiet ist so kompliziert, daß sich bei genauem Studium immer neue Schwierigkeiten zeigen. Er läßt nur eine Folgerung deutlich erkennen: Die Franzosen haben jetzt große Vorteile in der Hand. Deutschland kann auf die Dauer ohne das Ruhrgebiet nicht auskommen. Deshalb muß Frankreich die Stunde ausnutzen, um eine Verständigung herbeizuführen, die beiden Ländern Frieden bringt.

London, 24. Januar.

Der „Manchester Guardian" hat jetzt einen Sonderkorrespondenten in das Rheinland und nach der Pfalz gesandt, um sich dort über die von den Separatisten geschaffene Lage zu unterrichten. Der Korrespondent kommt hierbei zu dem Ergebnis, daß in der Pfalz noch weniger von einem aus dem Volke stammenden Separatismus die Rede sein könne als im Rheinlande. Im Rheinland gebe es wenigstens eine Art von separatistischer Bewegung, obwohl diese sehr klein und auch im höchsten Grade unpopulär sei. Auch verfüge der rheinische Separatismus über eine eigene Zeitung in Köln. Es habe auch eine Zeit gegeben, in der der Separatismus in der bäuerischen Bevölkerung der Eifel und des Hunsrücks, die der Sturz der Mark in Angst setzte, Fuß gefaßt habe. Jetzt aber, wo die Mark stabil sei und der Franc anfange zu fallen, hätten diese Bauern ihren Patriotismus wieder entdeckt, so daß der Separatismus so gut wie verschwunden sei. Immerhin gebe es im Rheinlande noch eine gewisse separatistische Bewegung. In der Pfalz aber sei nichts Derartiges vorzufinden. Was dort an Separatismus anzutreffen sei, sei künstlich von außen hineingebracht worden. Der Korrespondent schildert sodann, wie die Franzosen die Separatisten mit allen Mitteln unterstützt und ihnen das Tragen von Waffen und die Drangsalierung der deutschen Bevölkerung erlaubt hätten.

Man schreibt uns: In dem im „Berliner Tageblatt" wiedergegebenen Bericht des amerikanischen Journalisten v. Wiegand über die Hilfstätigkeit fremder Länder befindet sich Norwegen inter celeros zum Schluß erwähnt. Damit kein falsches Bild über die Leistungen Norwegens entsteht, wird uns von zuständiger Stelle mitgeteilt, daß Norwegen von 1919 bis heute ungefähr 12 Millionen norwegische Kronen gespendet hat, um die Not in Deutschland zu lindern. Darin sind miteinbegriffen die Kosten für Aufenthalt deutscher Kinder in Norwegen und in den Ferienkolonien für norwegische Rechnung in Deutschland, Warenverteilungen an deutsche Familien und Kinder, Schulspeisungen in Berlin usw. Da Norwegen nicht mehr als 3 Millionen Einwohner hat, hat jeder Norweger durchschnittlich etwa 4 Kronen für Linderung der deutschen Not gegeben. Dieser Betrag ist so groß, daß kein anderes Land eine so verhältnismäßig große Summe gespendet hat.

Die Schweizer Zonenfrage.

Frankreich gegen das Schiedsverfahren.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Basel, 25. Januar.

Ihre Kritik der heute eingetroffenen französischen Antwortnote in der Zonenfrage fassen die „Baseler Nachrichten" dahin zusammen, daß Frankreich seinen einseitigen Gewaltakt um jeden Preis durchsetzen wolle und seine Zusage für ein Schiedsverfahren sabotiere. Zweifellos habe Poincaré persönlich in dieser Frage entschieden. Wahrscheinlich komme eine Verständigung überhaupt nicht mehr zustande, und die Schweiz müsse sich an den Völkerbund wenden, um ihr Recht zu holen.

Die italienischen Wahlen.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Rom, 25. Januar.

Die das Auflösungsdekret der Kammer begleitende Kundgebung verweist auf die großen Verdienste des Fascismus, der Italien vor dem Zerfall gerettet habe. Die Regierung der Fascisten sei allerdings eine Regierung der parlamentarischen Minderheit gewesen, aber das Parlament habe ihr sofort seine Zustimmung und Unterstützung gewährt. Nachdem nunmehr die Regierung fünfzehn Monate lang intensiv gearbeitet habe, verlange sie von der Nation ein klares und bewußtes Urteil sowohl über ihre bisherige Tätigkeit, als auch über das für die Zukunft entwickelte Programm.

Die Hochzeit des japanischen Kronprinzen.

Der Glückwunsch des Reichspräsidenten.

Berlin, 25. Januar. (W. T. B.)

Reichspräsident Ebert hat durch den deutschen Botschafter in Tokio, Dr. Solf, dem japanischen Kronprinzen Hirohito zu der morgen stattfindenden Vermählung Glück wünschen und als Hochzeitsgeschenk das fünfbändige Lippmannsche Dürermerk überreichen lassen. Kronprinz Hirohito hat dem Reichspräsidenten für die Glückwünsche und das Geschenk auf telegraphischem Wege gedankt und versichert, daß er sich stets glücklich schätzen werde, das Geschenk als sichtbaren Ausdruck der ihm entgegengebrachten Freundschaft zu besitzen.

*

Die Kundgebung des Reichspräsidenten anläßlich der Vermählung des sympathischen und aufgeklärten Regenten des Kaiserreiches Nippon entspricht durchaus dem Empfinden des deutschen Volkes, das von der aufrichtigen Absicht beseelt ist, allen früheren feindlichen Staaten gegenüber das Verhältnis friedlichen und freundschaftlichen Zusammenwirkens zurückkehren zu sehen. Daher wird auch die Antwort des Kronprinzen Hirohito, in der die Erwiderung dieser Gesinnungen so bestimmten Ausdruck findet, überall in Deutschland mit lebhafter Befriedigung aufgenommen werden.

Der Benesch-Vertrag unterzeichnet.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 25. Januar.

Der **Vertrag zwischen Frankreich und der Tschechoslowakei ist heute vormittag unterzeichnet worden.** Der Wortlaut wird am Sonntag in Paris und Prag veröffentlicht werden. Der Völkerbund wird unter Berufung auf den Artikel 18 der Völkerbundstatuten über den Abschluß des Vertrages offiziell verständigt.

Opitz.

Von (Nachdruck verboten.)

Hermann Bahr.

Germani princeps carminis wird Opitz auf einem Kupferstich seiner Zeit genannt, und Paul Fleming erhob ihn in seinem Sonett „über Herrn Martin Opitzen auff Boberfeld sein Ableben" gar bis an die Sterne:

„So zeuch auch du denn hin in dein Elyserfeld,
Du Pindar, du Homer, du Maro unserer Zeiten,
Und untermenge dich mit diesen großen Leuten,
Die ganz in deinem Geist sich halten hier verstellt."

Aber schon sein Revenant im nächsten Jahrhundert: Gottsched, den Friedrich der Große zunächst als den „sächsischen Schwan" besang, hielt an Ruhm nicht mehr bis ans Ende durch; der König selber ward ihm unirem und hat jenen Schwanengesang später kurzweg umadressiert: an Sieur Gellert. Und fortan schien derlei Dichterei für alle Zeiten so durchaus erledigt, daß die Namen der beiden Großen zu Vogelscheuchen der Literatur wurden. „Nie hat ein unbedeutender Dichter mit so geringem Recht eine bedeutende Stellung in der Literaturgeschichte errungen wie Opitz", schrieb Wilhelm Scherer, den unbesehen abzuschreiben ja dann dreißig Jahre lang das Hauptgeschäft strebsamer Germanisten blieb. Opitz war abgetan. Wie seltsam, daß nun auf einmal sein verschollener Name von neuem erklingt, und gar lobsprödem, der Verantwortung bewußtestem Munde: Gundolf ist es, der seinem „Shakespeare und der deutsche Geist", seinem Goethe, seinem „Stefan George in unserer Zeit", nun einen Martin Opitz (Verlag von Duncker u. Humblot, München und Leipzig, 1923) folgen läßt. Es sieht dem Herausgeber des „Jahrbuchs für die geistige Bewegung" nicht gleich, nach irgendeiner Erscheinung etwa bloß aus gelehrtem Interesse zu greifen. Für ihn kommt nur die bildende Kraft in Betracht oder, in Zeiten, wo sie fehlt, noch allenfalls, wer sie symbolisch vertritt. Er mag sich gesagt haben, daß, wer zu so hohem Ruhm gelangt, ohne durch sein Werk ihn zu rechtfertigen, immerhin irgend etwas Wesentliches, wenn nicht bewirkt, so doch angekündigt oder angeregt oder wenigstens Sehnsucht danach erweckt haben muß. Davon also mag Opitz der Kundschafter oder erste Statthalter oder vielleicht auch nur eine Vorspiegelung gewesen sein? Deutschland hat seinen Luther teuer bezahlen müssen: mit dem Verlust der Form, zu zunächst auch aller Kraft, Form zu geben, neue Form zu finden. Anfangs ein Abfall von der überlieferten Form, wurde die „Reformation" bald zum Zerfall aller Form, ja des inneren Vermögens irgendeiner Form. Opitz erkennt Form als unentbehrlich, er will Form, er sucht Form, er reist auf Entdeckung von Form aus und da das Deutschland seiner Zeit Form so wenig hat als Gesellschaft und Form sich doch auch nicht improvisieren läßt, kann er sich nicht anders helfen als durch Anleihen beim Formenschatz der Antike. Wesen und Bedingungen der Dichtung klar erkennend, entbehrt er, bei reinster Einsicht in die Pflichten und Aufgaben des Dichters und ganz besonders gerade des Dichters jener Epoche, nur durchaus aller Begabung zum Dichter. Er weiß genau, wie der Dichter zu sein hat, was im besonderen gerade der Dichter seiner Zeit zu sein hätte, nur vermag er es nicht, er ist kein Dichter, er sieht auch rings um sich keinen und so bleibt ihm nichts übrig als selber wenigstens sozusagen einen Entwurf zu diesem so notwendigen, aber vorderhand unauffindbaren Dichter zu liefern. Was man, ohne zum Dichter geboren zu sein, für die Dichtung leisten kann, hat er reichlich besorgt. In allen Künsten kehren zuweilen Epochen wieder, die, bei verlochener Kraft unmittelbaren Gestaltens, sich begnügen müssen, doch immerhin den Nachkommen die Feldzeichen zu bewahren, um die sich dereinst dann erholter Drang zur Gestalt mit frischer Zuversicht wieder wird sammeln können. Könnten nicht auch wir jetzt einen Opitz brauchen? Gundolf zeigt uns, wie Goethe doch eigentlich durch Opitz erst überhaupt möglich wurde: „Es ist ein weiterer Weg von Luther zu Opitz, als von Opitz zu Goethe — an das ungeschlachte Lutherdeutsch konnte Goethe nicht unmittelbar anknüpfen, selbst wo er altertümelt. Ein Jahrhundert lang mußte das Deutsch durch mancherlei Rede- und Klingenkünste geschmeidigt worden sein, um so willig dem Meister aller Seelen- und Sittenlöne zu gehorchen." Und so drängt er am Ende, was wir dem vergessenen Opitz verdanken, in das Bekenntnis zusammen: „Er hat eine Brücke gebaut zwischen Petrarca und Goethe über den von Luther gerissenen Abgrund hinweg. Manche werden diesen Abgrund seltsamer finden und wir könnten uns schönere Brücken denken. Aber so wie es gekommen, trägt sie seinen Namen."

Gundolfs Darstellung stimmt in den Hauptzügen durchaus mit dem Bilde, das uns Joseph Nadler in der neuen, gründlich durchpflügten Auflage seiner epochalen „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" (Verlag von Joseph Habbel, Regensburg 1923) von Opitz gibt, dieser stärksten germanistischen Leistung unserer Tage, die so lange von der offiziellen Germanistik totgeschwiegen wurde, bis sie sich inzwischen unterdessen selber ein neues Geschlecht junger Germanisten zum Gehör für den Eigenlaut jeder deutschen Stammesart erzogen hatte. Denn indem uns der Dichter bloß sein persönliches Geheimnis zu verraten meint, lauscht ihn Nadler dabei vielmehr den Willen der Gemeinschaft ab: der Stamm ist es, der seinen Sinn dem Dichter eingibt, der Stamm ist es, dessen Diktat der Dichter aufnimmt, der Stamm ist es, der dichtet und sich dazu den Dichter bloß als Sekretär hält, ganz wie ja jetzt in Wilhelm Worringers überwältigendem Meisterwerk über „Die Anfänge der Tafelmalerei" (Inselverlag, Leipzig 1924) auch der Maler niemals nach seinem persönlichen Sinn, sondern immer bloß auf Geheiß des geschichtlichen Augenblicks malt; und die Größe des einzelnen Dichters oder Bildners wird nun nur noch durch den Grad seiner reinen Ergebung in den ihm erteilten Auftrag bestimmt. Für Nadlers Auffassung steht nun Opitz in der Reihe von Versuchen der vom Mutterland in den Osten vorgedrungenen Kolonisten, sich, unter Verzicht auf den „Nacherwerb des altdeutschen Vorbesitzes", lieber gleich aus eigener Kraft selber einen geistigen Ausdruck zu schaffen, ja mit diesem improvisierten Ausdruck des Ostens womöglich den alten, im Westen gewachsenen noch überbieten oder gar verdrängen und so den alten Stammen die Führung abnehmen zu können. Da nennt er denn als „Kunstlehrmeister" des Ostens gelassen in einem Atem Opitz, Gottsched, Lessing und Schlegel (bei Unterschied der Begabungen natürlich ausleßend, da ja hier nur Intention in Frage kommt). „Die erste Urkunde der großen Bewegung, die mit Opitz sinnfällig wurde, ist sein Buch von der deutschen Poeterei", worin zum ersten Male versucht wird, „ein neues Schrifttum aufzubauen unter Verzicht auf die altdeutschen Zusammenhänge, mit Anschluß an die spätumanistischen Kunstlehren der romanischen Völker." In Gottsched aber sieht Nadler nur den „getreuesten Doppelsänger Opitzens", und Lessing ist ihm dann im Bunde der Dritte: seine Familie stammt aus dem Erzgebirge, im fünfzehnten Jahrhundert um ihrer hussitischen Gesinnung willen aus Böhmen vertrieben. „Er folgt, freilich der Riesengruppe: Opitz und Gottsched", sie sind alle drei „gewaltsame Versuche, mit Ausschluß aller geschichtlichen Voraussetzungen eine ostdeutsche Literatur zu schaffen und sie den alten deutschen Stämmen aufzuzwingen". (Nadler zeigt, daß der Versuch dann auch nach ein viertes Mal gewagt wurde, jetzt aber „geschichtlich, jetzt überall anknüpfend, jetzt schöpferisch und nicht mehr lehrhaft", und darum nun auch erst mit Erfolg, nämlich durch Kant, Hamann, Herder und Herder, deren Erbe schließlich die Romantik war.)

Aber sind wir eigentlich sicher, daß Opitz nicht erst noch einmal wiederkehren muß? Vor ein paar Jahren hatte man aber diese Frage gelacht. Jetzt, wo wir rings alle Form aufgelöst, ja schon den bloßen Begriff davon fragwürdig geworden, nirgends aber auch nur eine Verheißung formender Kraft sich regen sehen, ist uns der Spott vergangen. Wir hatten Form unter Karl dem Großen, unter den sächsischen Kaisern, unter den Hohenstaufen, unter dem Luxemburger Karl IV., unter Maximilian dem letzten Ritter und wieder unter den barocken Habsburgern und dann vielleicht noch noch, wenigstens nur versuchsweise, schon recht verschüchtert, im Biedermeier. Werden wir uns je wieder auf sie besinnen ohne den eitlen Aufwand von Kraft, der der Pompostil, der den Opitzen nun einmal immer eigen ist, und fast um Formgefühl aus dem Schlaf zu rütteln, zu Zeiten unentbehrlich scheint?